

**Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches (1920 - 1960).
Institutionen – Inhalte – Personen**

Internationale wissenschaftliche Tagung der Südostdeutschen Historischen Kommission
vom 24. bis 26. Oktober 2002 in München

Vom 24. bis zum 26. Oktober fand in München die von der Südostdeutschen Historischen Kommission (SHK) veranstaltete internationale wissenschaftliche Tagung „Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches (1920-1960). Institutionen – Inhalte – Personen“ statt. Unterstützt wurde die SHK dabei von einer Reihe von Forschungseinrichtungen, welche die Erforschung der südosteuropäischen Geschichte verbindet: das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (Oldenburg), das Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (Tübingen), das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (München) und das Südost-Institut (München). Gefördert wurde die auf ein reges Interesse gestoßene Tagung von dem Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien, der Carl Friedrich von Siemens-Stiftung sowie der Ludwig-Maximilian-Universität München.

Die Grundlagen für die Fragestellung, die Schwerpunkte und den Verlauf der Tagung wurden in einem er-sten, von Harald Heppner (Graz) moderierten Themenblock gelegt. Hintergründe, Leitlinien und Ziele der Tagung skizzierte der Beitrag „Zur Historisierung der Südostforschung“ von Mathias Beer (Tübingen), der die Tagung konzipiert und zusammen mit Gerhard Seewann (München) organisiert hat. Ausgehend von dem Selbstverständnis historischen Arbeitens, welches das eigene Tun nicht einfach ausklammern könne, solchen, insbesondere auf die jüngere Vergangenheit und hier die Zeit des Nationalsozialismus zielenden Bemühungen in der deutschen Historiographie der letzten Jahre und der weitestgehend fehlenden Auseinandersetzung mit der Geschichte der Südosteuropahistoriographie plädierte Beer mit Nachdruck dafür, von vornherein die „ganze Vergangenheit“ in die Erforschung der Geschichte der Südostforschung mit einzubeziehen und nicht nur die NS-Zeit. Das um so mehr, als die Anfänge der Südostforschung über das Jahr 1933 hinaus reichen und große Teile der Südostforschung sich ungebrochen bis in die Gegenwart auf die historischen Traditionen des Faches beziehen. Als 1952, nach sechsjährigem Aussetzen, der elfte Band der Südostforschungen erschien, sprach deren Herausgeber Fritz Valjavec schlicht und einfach von „einer Unterbrechung von mehreren Jahren,“ so als ob in den vergangenen 20 Jahren nichts geschehen wäre. „Die Südosteuropaforschung, als ein geschlossenes wissenschaftliches Forschungsgebiet, hat sich gegenüber allen Schwierigkeiten der vergangenen Jahre behauptet.“ Auf diesen ungebrochenen und angesichts im Laufe der Zeit grundlegender politischer und gesellschaftlicher Veränderungen zu hinterfragenden Traditionsstrang und die mit ihm angeblich verbundene „taktische Elastizität“ berufen sich einzelne Institutionen der Südostforschung bis heute. Diese Traditionen in einem zeitlichen Längsschnitt vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die 1960er Jahre, systematisch gegliedert nach Institutionen, Inhalten und Methoden sowie Personen zu hinterfragen bezeichnete Beer als das

Hauptziel der Tagung. Von einer solchen Kontextualisierung verspricht er sich auch, die politische Instrumentalisierung und Selbstinstrumentalisierung während der NS-Zeit sowie die Verflechtung und die Überlagerung der Vor- und Nachkriegszeiten im historiographischen Bereich und das Maß, in dem die Geschichtsschreibung nach 1945 auf die wissenschaftliche Tradition der ihr vorangehenden Zeit zurückgriff, besser einschätzen zu können. Vor „unproduktiven Polarisierungen“ warnend, betonte er, kritische Reflexion von Traditionen bedeute nicht Traditionsbruch, sondern bezeichne die Kompetenz zu einer historisch offenen und produktiven Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen Fachs und die reflexive Annahme oder auch Verwerfung von Werten und Traditionselementen.

Auf die historiographische Herausforderung, welche die Erforschung der Südostforschung darstellt, ging Edgar Hösch (München), den gegenwärtigen Forschungsstand referierend, ein. Ausgehend von der Herausbildung der Disziplin zu Beginn des 20. Jahrhunderts verfolgte er die herausgebildeten Forschungseinrichtungen und spürte ihrer allmählichen Politisierung von den 20er bis in die 1940er Jahre nach. Er ging auf die bisherigen wenigen (gescheiterten) Versuche der "Vergangenheitsbewältigung" der Geschichte der Südostforschung ein und sprach sich für eine differenzierte, die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit einbeziehende, auf die zeitspezifische Begrifflichkeit achtende Betrachtung aus.

Mit dem Vortrag von Michael Fahlbusch (Basel) – „Die Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft“ – wurde die zweite, von Krista Zach (München) moderierte, den Institutionen der Südostforschung gewidmete Sektion der Tagung eingeleitet. Auf der Grundlage der Analyse von Netzwerken, Begriffen und Biographien versuchte Fahlbusch die These vom „strukturellen Zusammenhang zwischen Volkstumsforschung und Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ zu untermauern. Die minuziöse Ausleuchtung der Biographien „subalternen Bürokraten und Wissenschaftler“, u.a. Karl Stumpp und Fritz Valjavec, lieferte dafür die nicht alle Teilnehmer überzeugenden Beispiele. Dennoch blieb seine These zunächst unwidersprochen.

Die Skizze von Gerhard Seewann zur Geschichte des Südost-Instituts München, das 1930 mit der Absicht gegründet wurde, deutschen „Volks- und Kulturboden“ in Südosteuropa zurückzugewinnen, stellte das Institut in einem anderen Licht dar, als man es aus den bisherigen eher panegyrischen Veröffentlichungen kannte. Die Unschärfe des Begriffs ‚Südosten‘ war nach Seewann beabsichtigt und wurde zum politischen Kampfbegriff. Die schnell errungene wissenschaftliche Vorrangstellung des Instituts wurde seiner Ansicht nach mit politischer Dienstbarkeit erkaufte. Seewann betonte, die Südostforschung habe von politischen Interessen profitiert, denen es nach dem Ersten Weltkrieg um die in Südosteuropa lebenden Deutschen ging. Die „Deutschtumsarbeit“ der Weimarer Republik und des Dritten Reiches seien von ihr mitgetragen worden. Und nach 1945 hätten sich ihre während des Zweiten Weltkrieges gewonnenen Erkenntnisse unter dem Etikett „Gegnerforschung“ mühelos in die Denkmuster des Kalten Krieges übersetzen lassen. Der Südostforschung und damit auch dem Südost-Institut habe die „unschuldige“ Geburt und auch später die „Unschuld“ gefehlt, brachte es Seewann auf den Punkt.

Die folgenden Referate von Christian Promitzer (Graz), Christof Morrissey (Berlin) und Harald Roth (Gundelsheim) stellten weitere Einrichtungen der Südostforschung und deren Geschichte vor. Christian Promitzer verfolgte die Entstehung und Entwicklung des neben dem Südost-Institut in München und dem Leipziger Südosteuropa-Institut weniger bekannten Südostdeutschen Institutes in Graz. Während seiner Existenz (1938-1945) lag das Institut an der Nahtstelle zwischen der expansionistischen Politik des Dritten Reichs im so genannten „Südosten“ einerseits und

zweckorientierter Auftragsforschung andererseits. Der rein politische Charakter des Grazer Südostdeutschen Instituts äußerte sich darin, dass es Expertisen für die künftige „Wiederangliederung“ der überwiegend slowenisch besiedelten Untersteiermark an das Dritte Reich verfasste. Die wissenschaftliche Forschung des Instituts konzentrierte sich zunächst auf die kartographische, statistische und volkscundliche Erfassung der „nichtdeutschen Minderheiten“ in den Gauen Kärnten und Steiermark sowie des südlichen Burgenlandes. Nach dem Angriff auf Jugoslawien wurde der „wissenschaftliche Impetus“ auf die Untersteiermark sowie auf den kroatischen Ustascha-Staat und dessen deutsche Minderheit gelenkt. Infolge der deutschen Expansion auf dem Balkan bildete diese Region Südosteuropas zunehmend den Schwerpunkt der Institutsarbeit. Mitglieder des Südostdeutschen Instituts waren an führender Stelle an der Aussiedlung und „Eindeutschung“ der slowenischen Bevölkerung der Untersteiermark, aber auch an der hier erfolgten Ansiedlung der deportierten deutschen Volksgruppe aus der Gottschee beteiligt.

Christof Morrissey beschäftigte sich in seinem Referat mit der Geschichte des Instituts für Heimatforschung (IHF) in der Slowakei, das im Januar 1941 in Käsmark (slowakisch Kezmarok) in der ostslowakischen Zips gegründet wurde. Schon in den dreißiger Jahren entwickelten Heimatforscher in der Zips die Idee, eine zentrale Forschungsstelle für zipser- bzw. karpatendeutsche Heimatkunde einzurichten. Aber erst die politische Beteiligung und finanzielle Unterstützung durch die Deutsche Partei (DP) in der Slowakei und Vertreter der reichsdeutschen „Volkstumspolitik“ verhalfen dem Projekt zum Durchbruch. Die damit verbundene Abhängigkeit verlieh dem IHF von Anfang an eine betont politische Mission, die jegliche wissenschaftliche Aufgaben in den Schatten stellte und die sich auf drei verschiedenen, manchmal sich überschneidenden Ebenen offenbarte. Erstens verwendeten Deutschtumspolitiker der Volksdeutschen Mittelstelle (VOMI) sowie des Auswärtigen Amtes das IHF als wichtiges Instrument ihrer Bestrebungen, die partikularistischen deutschen Diasporagemeinden Südosteuropas noch geschlossener für die Zwecke der reichsdeutschen Kriegführung und völkischen „Neuordnung“ gefügig zu machen. Zweitens versuchte die Preßburger DP-Leitung, das IHF als Waffe in ihrem eigenen Kampf gegen den ungarfreundlichen Lokalpatriotismus der Zipserdeutschen einzusetzen. Und drittens gewann das IHF zunehmend an Bedeutung im „Volkstumskampf“ der Karpatendeutschen gegen die Slowaken und deren eigene Heimatforschung, die nicht selten deutsche Forschungsergebnisse in Frage stellte. Trotz seiner politischen Besonderheiten konnte das IHF, so Morrissey, auch wissenschaftliche Erfolge vorweisen, vor allem auf dem Gebiet der Volkskunde und in der Austragung zweier Käsmarker „Deutsche Hochschulwochen“ 1942 beziehungsweise 1943.

Zum Abschluss des Themenblockes Institutionen stellte Harald Roth das Forschungsinstitut der Deutschen Volksgruppe in Rumänien vor, wobei er die Vorgeschichte und die Geschichte des Instituts bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts verfolgte, einschließlich seines letzten Abschnitts, der Gründung des Forschungsinstituts der Rumänischen Akademie. Alle Bemühungen der Siebenbürger Sachsen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, beständige Einrichtungen der akademischen Lehre und Forschung einzurichten, scheiterten, so Roth. Erst in den 1930 Jahren sei eine Wörterbuchstelle eingerichtet worden. Ein umfassendes Forschungsinstitut habe erst im totalitären Rahmen der vom Dritten Reich gleichgeschalteten Deutschen Volksgruppe in Rumänien eingerichtet werden können. In Hermannstadt angesiedelt und personell großzügig ausgestattet, war es für die Erforschung und Dokumentation der Geschichte, Kultur und Sprache aller deutscher Gruppen in Rumänien zuständig und führte unter seinem Dach die bestehenden traditionellen

Einrichtungen der Dokumentation zusammen. Die Frage, inwieweit die Tätigkeit des Instituts ideologisch ausgerichtet war oder nur „die Gunst der Stunde“ zur Forschungsförderung genutzt worden sei, blieb insofern unbeantwortet, als Roth hier auf einen dringenden Forschungsbedarf verwies. Bei der rund zwölf Jahre nach dem Untergang des letztgenannten Instituts in und nach wie vor stalinistisch geprägten Rumänien eröffneten Forschungsstelle der Rumänischen Akademie in Hermannstadt fällt neben der personellen auch die inhaltliche Kontinuität auf. Die gleichen Personen arbeiteten unter vollständig gewandelten Rahmenbedingungen im wesentlichen an den gleichen Themen weiter, die sie bis 1944 erforscht hatten.

Der dritte, von Gerhard Seewann moderierte Themenblock der Tagung beschäftigte sich dann mit Inhalten und Methoden der Südostforschung. Neben Wolfgang Kessler (Herne), der über die Südostforschung in ihren periodischen Publikationsorganen referierte, ging Willi Oberkrome (Freiburg) der methodischen Wirkungsgeschichte der Volksgeschichte nach. Kesslers Referat erschloss die wesentlichen Zeitschriften der südostdeutschen „Volksgeschichte“ sowie der Südostforschung von 1933 bis 1945, in dem er sie nach Themen, Inhalten und ideologischen Positionen analysierte. Der Überblick ergab eine deutliche Dominanz der „Volksforschung“. Im zweiten Teil des Beitrags wurden anhand der in den Zeitschriften aktiven Forscher(innen) die personellen Kontinuitäten und das Weiterwirken von Forschungsansätzen über 1945 hinaus verfolgt.

Der Vortrag von Willi Oberkrome griff einige wesentliche Fragen auf, die bei der Diskussion über deutsche Historiker im ‚Dritten Reich‘ nicht immer hinreichend berücksichtigt wurden. Vor allem stellte er auf interne Fraktionierungen und unterschiedliche Resonanzebenen der Volkstumshistoriographie ab, die, wie schon Beer betonte, als ein wissenschaftsgeschichtliches Phänomen von vergleichsweise ‚langer Dauer‘ kenntlich gemacht werden muss. Oberkrome konnte überzeugend nachweisen, dass die deutschsprachige Volksgeschichtsschreibung kein originäres Produkt des ‚Dritten Reiches‘ war. Obwohl der NS-Staat ihre Entfaltung als ‚anwendungsorientierte Disziplin‘ begünstigte und aktiv förderte, reicht die wissenschaftliche und außerwissenschaftliche Vorgeschichte des Faches in die letzten Dekaden des Kaiserreiches zurück. Im revanchistischen, zunehmend ethnozentrisch aufgeladenen Forschungsbetrieb der Weimarer Republik erlebte sie ihre Institutionalisierung. Gleichzeitig kündigten sich Fraktionierungen innerhalb der ‚Volkstumsgeschichte‘ an. Der ethnogenetische Ordnungsentwurf ihres ursprünglich einflussreichsten Zweiges, der auf ein national interaktives Beziehungssystem von ‚Stamm und Landschaft‘, ‚Heimat‘ und landsmannschaftlicher Zugehörigkeit abstellenden ‚Kulturraumforschung‘, sah sich zunehmend der Konkurrenz gesamtvölkischer, vornehmlich bevölkerungswissenschaftlich akzentuierter Ansätze und alternativer Konzeptionen der ‚Volkwerdung‘ ausgesetzt. Ihr Durchsetzungserfolg im Zweiten Weltkrieg, d. h. ihre weithin herrschaftsadäquate Beteiligung an Planungen einer „völkischen Neuordnung“ Europas, drängten die regionalistische Kulturraumforschung vorübergehend in die Defensive. Das kam dieser Variante der Volksgeschichte nach 1945 zugute, als sie sich zur wissenschaftlich legitimierten Verteidigerin einer zeitweise allgemein Platz greifenden ‚Renaissance des Heimatlichen‘ aufschwang. Mit seinem Vier-Stufen-Modell präsentierte Oberkrome einen analytischen Rahmen, welcher die in allen Beiträgen aufscheinenden unterschiedlichen Kontinuitätslinien in der Südostforschung schlüssig erklären kann.

Krankheitsbedingt fielen gleich zwei für die Tagung wichtige Beiträge aus, welche in einem zeitlichen Längsschnitt die bevölkerungspolitischen Optionen der Südostforschung und in einer

Fallstudie die Rasseexperten der SS und ihr Wirken im Protektorat und in Slowenien vorstellen sollten. Dadurch bedingt war dieser thematische Schwerpunkt nur durch Christian Töchterle (Graz) vertreten, der über die Rassenkunde in den nationalsozialistischen Südosteuropawissenschaften referierte. Anno 1942 stellte der Rassenhygieniker Heinrich Reichel, Mitautor einer Sammelschrift des mit dem SD zusammenarbeitenden Südostdeutschen Institutes in Graz, fest, dass die „moderne Rassenforschung“ „das anzunehmende [sic!] Rassengefüge“ im Südostraum erst „in bescheidenem Ausmaße“ bestätigt habe. Die bisherigen Auffassungen gründeten „sich vorwiegend auf unsere sonstigen Kenntnisse“ über jene Völker sowie auf Skelett- und Gräberforschungen. Im darauffolgenden Jahr musste der Ethnologe und Soziologe Wilhelm Emil Mühlmann in dem Werk „Die Völker und Rassen Südosteuropas“, welches er zusammen mit dem Volkstumsforscher Karl Christian von Loesch verfasst hatte, genauso resignierend einräumen, „dass sich ein exaktes Bild der südosteuropäischen Rassenkunde noch nicht geben“ lasse.“ „Relativ am besten“ sei man noch über die „Rassenverhältnisse bei Kroaten und Serben, weniger gut über Bulgarien und Ungarn“ unterrichtet, wobei die „rassenkundlichen Kenntnisse über Rumänen und Neugriechen“ ihm noch dürftiger erschienen. Anhand solcher und weiterer Beispiele gelang es Töchterle, den wissenschaftlichen Bankrott zu veranschaulichen, vor dem die nationalsozialistische Rassenkunde am Höhepunkt ihrer Darlegung stand. Bedingt durch die seit Jahrzehnten vorherrschenden Widersprüche im Rassendiskurs folgte der überwiegende Teil der Forscher im Dritten Reich der bewährten Methode, Altbekanntes über die auf dem Balkan bzw. in Südosteuropa „anzunehmenden“ Rassen ständig umzuschreiben, unbedeutende Fragen als scheinbar entscheidend herauszustellen und durch vermeintliche Überspezialisierung letztlich eine fachliche Unantastbarkeit zu erlangen.

Nachdem sowohl die Beiträge als auch die Diskussionen zu den ersten drei Themenblöcken in einer ruhigen und sachlichen Atmosphäre stattgefunden hatten, entluden sich im vierten Block, der Personen der Südostforschung zum Thema hatte, die offensichtlich angestauten Emotionen vergleichbar der denkwürdigen Sektion auf dem Frankfurter Historikertag von 1998. Die damit einhergehende Polemik ließ zudem erkennen, dass klare Meinungsverschiedenheiten in der Einschätzung der Südostforschung und ihrer Protagonisten schon seit längerer Zeit existierten, aber erst von der Tagung öffentlich gemacht wurden.

Erfuhren die Südosteuropa-Historiker Georg Stadtmüller und Fritz Valjavec, mit die wichtigsten Vertreter der Disziplin, im Beitrag von Gerhard Grimm (München) eine eher nachsichtige, fast apologetische Behandlung, so lieferten die beiden folgenden Referate neue Einsichten in das wissenschaftliche Wirken von Fritz Valjavec. Dieser Schüler von Karl Alexander von Müller war Herausgeber der Südost-Forschungen, Mentor des Südost-Instituts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges und darüber hinaus, dessen Leiter zwischen 1955 und seinem frühen Tod 1960, Gründer des Südostdeutsche Kulturwerks (1951), der Südosteuropa-Gesellschaft (1952) und schließlich der Südostdeutschen Historischen Kommission (1957). Die bereits in den vorhergehenden Sektionen sichtbar werdenden neuen Seiten einer Historikerbiographie wurden deutlich vertieft.

Zunächst unternahm Krista Zach (München) einen eher vorsichtigen Versuch einer quellenkritischen Analyse der überlieferten „tagebuchartigen Aufzeichnungen“ von Fritz Valjavec. Sie weisen für die Jahre 1934 bis 1937, 1942 und 1945 zwei große, bisher nicht erklärbare Lücken auf und stellen auch sonst mehr Fragen, als sie beantworten können. Eine Biographie von

Valjavec, die Zach als Forschungsdesiderat bezeichnete, wird sich mit diesen Aufzeichnungen beschäftigen müssen.

Wesentlich weiter gingen die Einschätzungen von Norbert Spannenberger (Leipzig), der über die Instrumentalisierung der Südost-Forschung aufgrund der Valjavec-Korrespondenz mit „Reichsstellen“ sprach. Die umfangreiche, allerdings nicht lückenlos erhaltene Korrespondenz des verstorbenen Direktors des Südost-Instituts verrät eine rege Aktivität im wissenschaftlichen wie im „volkstumpolitischen“ Bereich. Valjavec verdankte seine „Münchener Karriere“ im weiteren Sinne der Führung der volksdeutschen Bewegung in Budapest, die ihn unter dem Vorwand „Promotion“ auch als Verbindungsmann zu „Reichsstellen“ – zunächst in der Weimarer Republik – benutzte. Daraus entwickelte sich eine eigene Dynamik, zumal Valjavec es zunehmend verstand, privates Vorankommen mit seinen wissenschaftlichen und politischen Zielsetzungen in Einklang zu bringen. Im Referat wurde einerseits das ganze Verbindungsnetz u.a. zur Deutschen Studentenschaft, zur Reichsjugendführung, zum Volksbund für das Deutschtum im Ausland (Landesverbände Bayern und Württemberg), untersucht, das eng mit seiner Lehrtätigkeit an der Universität München sowie mit seinen Aufgaben am Südost-Institut zusammenhing. Anhand dieser Entwicklung sind auch die Grundzüge der nationalsozialistischen Volksgruppenpolitik sehr deutlich nachzuvollziehen, die als Rahmenbedingung für diese Aktivität dienten. Hervorgehoben wurde zudem die immer engere existentielle Abhängigkeit des jungen Wissenschaftlers von den politischen Entscheidungsträgern. Doch eine Profilierungsmöglichkeit wäre ohne ein dichtes Kontaktnetz zu den deutschen Volksgruppen in Südosteuropa, insbesondere die deutsche Volksgruppe in Ungarn unmöglich gewesen. Aus deren Sicht, so Spannenberger, wandelte sich der ehemalige „Kamerad und Landsmann“ Valjavec zu einem unangenehmen Funktionär von NS-Stellen, deren Interessen sich offensichtlich nicht mehr mit denen der „Volksgruppe“ deckten. Eine deutliche Dissonanz zur Führungsfiguren der deutschen Minderheit in Ungarn, allen voran zu Franz Basch belegten diese „Entfremdung“. Spannenbergers Ausführungen verdeutlichten, dass die vielen Rollen, die Valjavec während der NS-Zeit einnahm, es ihm erlaubten, nach 1945 an jene anzuknüpfen, welche unter den gegebenen neuen Bedingungen am wenigsten belastet schienen. Indirekt wurde so das Erklärungspotential des von Oberkrome angebotenen Modells bestätigt.

Die sich anschließende Diskussion zu den Referaten über Fritz Valjavec beleuchtete schlagartig nicht nur eine Reihe der noch offenen Fragen bei der Erforschung der Südostforschung, sondern auch die Schwierigkeiten, in die „Vergangenheitsbewältigung“ gerät, sobald persönliche Betroffenheit im Spiel ist. Der anwesende Sohn von Fritz Valjavec, der sich als „Sohn des Angeklagten“ vorstellte, charakterisierte seinen Vater als heimlichen Oppositionellen, dessen rassistische Formulierungen in den Schriften nichts als reine Ironie gewesen seien. Einer Gerichtsverhandlung nicht unähnlich, entwickelte sich eine äußerst spannungsgeladene Diskussion, nachdem Valjavec jr. die versammelte Zunft auch noch der Geschichtsklitterung bezichtigte. Konrad Gündisch (Oldenburg), der diesen Themenblock moderierte, gelang es schließlich, der Diskussion die Schärfe zu nehmen und sie in eine sachliche, mit wissenschaftlichen Argumenten operierende, faire Auseinandersetzung zurückzuführen.

In der Schlussdiskussion griff Mathias Beer die Ziele der Tagung und die von den Beiträgen gelieferten Mosaiksteinchen auf. Er betonte, es gehe nicht darum, braune Spuren aufzudecken, sondern Spuren zu suchen; es gehe nicht um Anklage, sondern um Fragen, die so selbstverständlich an alle anderen Bereiche der Vergangenheit gestellt werden; und es gehe nicht um Verurteilung, sondern um Beurteilung der Geschichte der historischen Südostforschung. Souverän gelang es ihm, die auch mit der Tagung offengelegten großen Forschungslücken sowie

die mit dem gesamten Thema verbundenen vielschichtigen Probleme in ein Forschungsprogramm zu überführen.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass die kritische Aufarbeitung der Geschichte der historischen Südostforschung, also deren Historisierung, erst am Anfang steht. Die Tagung insgesamt - Beiträge, Gespräche, Schlussdiskussion - hat dafür eine Reihe von Impulsen geliefert. Es ist zu hoffen, dass sie auch aufgegriffen werden. Der angekündigte Tagungsband wird dafür eine gute Grundlage bieten.

Swantje Volkmann (Ulm)

Kontaktadresse:

Dr. Mathias Beer
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde
Forschungsbereich Zeitgeschichte
Mohlstraße 18
72074 Tübingen

Copyright

Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2003.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Aldringenstraße 11, 80639 München
Telefon: 089 - 13 47 29, Fax: 089 - 13 47 39
E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2003, Nr.004
URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2003/004-03.pdf>